

ج



Thomas Gil

**Sein und Geist**

WEHRHAHN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2021  
Wehrhahn Verlag  
[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)  
Satz: Wehrhahn Verlag  
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno, PL

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Europe  
© by Wehrhahn Verlag, Hannover  
ISBN 978-3-86525-835-9

## Inhalt

Vorwort	7
1. Urstoffe	10
2. Ideale Formen	13
3. Dialektik, Logik, Topik	17
4. Einzeldinge und Qualitäten	23
5. Disputationstechniken	26
6. Methodisches Denken	30
7. Transzendente Erkenntnis	34
8. Begriffene Geschichte	36
9. Welt und Sprache	39
10. Wissenschaftliche Objekte und mentale Ereignisse	41
Literatur	46



## Vorwort

In dieser kurzen Einführung in die Philosophie geht es sowohl um einige Klassiker des philosophischen Denkens, die in chronologischer Reihenfolge erscheinen werden, als auch und in der Hauptsache um bestimmte Probleme und Fragestellungen, die sie erörtert haben und Grundfragen der Philosophie (oder wie ich lieber sagen würde: einer induktiven Metaphysik) geworden sind.

Um Grundprobleme geht es, die das, was es gibt, und uns als denkende und handelnde betreffen. Aber auch um die Geschichte der Behandlung dieser Probleme geht es, denn der Philosophie ist ihre Geschichte nicht von sekundärer Bedeutung, sondern, wie Hegel es in seinen »Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie« maßgebend formuliert hat, »wesentlich«.

Sicher, das Wichtigste sind die entwickelten Argumente und Unterscheidungen. Aber die Entstehungskontexte, in denen solche Argumente entwickelt und

die verschiedenen begrifflichen Unterscheidungen gemacht wurden, sind auch wichtig.

Philosophinnen und Philosophen wollten einfach wissen. Sie waren »die Freunde des Wissens«. Den Begriff »Freunde des Wissens« müsste man wörtlich nehmen. So wie es im alten Griechenland »Freunde der Wahrheit« (»philalētēs«), »Freunde des Volkes« (»philódēmos«), »Freunde des Flötenspiels« (»philaulos«), »Freunde der Pferde« (»phílippos«), »Freunde des Schönen« (»philókalos«), »Freunde des Technischen« (»philótechnós«) und »Freunde des Schenkens« (»philódoros«) u.a. gegeben hat, gab es ebenfalls »Freunde des Wissens«, die wissen wollten, wie die natürliche Welt beschaffen ist, wie das menschliche komplexe Denken funktioniert und wie Menschen handeln und handeln können. Sie haben dementsprechend »Physik«, »Logik« und »Ethik« betrieben, d.h. die argumentative Praxis des Fragens und Suchens von Ursachen und guten Gründen in Bezug auf das Sein, das Denken und das Handeln gepflegt und verfeinert. Für uns sind sie ein Maßstab, nicht weil wir exklusiv philologisch wissen wollen, was sie genau gesagt und gedacht haben, sondern weil wir selbst über die Welt,



das Denken und das Handeln gut denken wollen.  
Und sie haben einfach gut gedacht, auch dann, wenn  
sie auf irrige Wege gekommen sind.

## 1. Urstoffe

Konventionell lässt man die abendländische Philosophie mit Thales aus der Handelsstadt Milet im griechischen Kleinasien beginnen. Aristoteles stellt ihn als einen klugen Mann des Wissens, der sich in vielen Bereichen betätigt. Er beschäftigt sich mit Mathematik, mit den Himmelskörpern (so dass er in der Lage ist, eine Sonnenfinsternis exakt vorzuberechnen) und hilft bei Hafendarbeiten in seiner Heimatstadt.

Relevant für die Geschichte des Denkens ist, dass er die Frage nach der »archē« der »phýsis«, nach dem Ursprung oder Prinzip und Wesen von allem stellt. Ausgehend von den eigenen lebensweltlichen Erfahrungen sieht er im Wasser dieses Urprinzip. »Wasser« macht den Boden fruchtbar und sorgt für Lebendigkeit in der Welt. In einer Hafenstadt wie Milet ist Wasser konkret die Quelle von Reichtum und Prosperität. Neben dieser rationalen Frage nach dem Ursprung des Ganzen findet man bei Thales auch den Glauben daran, dass alles »voll von Göttern« sei. Die Bestimmung des Urstoffs bei Thales sowie die ange-

nommene Allgegenwart des Göttlichen kommen in der Überzeugung zusammen, dass das Ursprüngliche höchst lebendig ist und die Lebendigkeit des Wirklichen im Sinne einer materiellen Kausalität (»aitía«) zu denken ist.

Dieses Miteinander von Erklärungsdenken und der Annahme eines sich offenbarenden Göttlichen findet man auch bei Parmenides, der in Elea in Unteritalien gelebt hat und wahrscheinlich auch gestorben ist. Fragmente eines »Lehrgedichts« sind überliefert, in dem er schildert, wie er als Philosoph entführt und zu einer Göttin gebracht wird, die ihm in einem Offenbarungsgeschehen mitteilt, wie alles sich in Bezug auf das Sein verhält. Er erfährt, dass es zwei Wege gibt: den Weg der Vielen, der Täuschung und des Scheins und den Weg der Wenigen und der Wahrheit. Besonders signifikant ist, dass die Göttin bei diesem Offenbarungsgeschehen argumentiert und begründet, warum die Dinge so sind, wie sie behauptet: dass das Sein ist und dass Nicht-Sein nicht sein kann, dass das Sein Ruhe und Bewegungslosigkeit ist, ewig und unwandelbar und dass es Gegensätzlichkeit und Streit nicht kennt, sondern

durch Ganzheit, Unteilbarkeit und Gleichartigkeit mit sich selbst gekennzeichnet ist.

Im Lehrgedicht gibt es einen Satz, der besonders wichtig zu sein scheint. Auf Griechisch lautet der Satz »τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστὶν τε καὶ εἶναι«. Mögliche Übersetzungen wären: »Denn es ist dasselbe, was gedacht wird und was ist« oder »Dasselbe ist, was man denkt und worauf der Gedanke geht«. Dieser Satz wird die Geschichte der Philosophie prägen. Im Satz ist die Frage nach dem Verhältnis von Sein und Denken enthalten. Die Antwort des Parmenides läuft auf die Einsicht heraus, dass das Sein gedacht werden kann, d.h. intelligibel und epistemisch zugänglich ist, und dass das (wahre) Denken immer ein Denken von Seiendem oder von Sein ist.

## 2. Ideale Formen

Platon sucht das Urprinzip des Ganzen nicht im Materiellen oder im Bereich materieller Ursachen, sondern im Ideellen bzw. im Bereich ideeller Formen, die wie die Zahlen und andere mathematische Größen keine Einzeldinge oder Individuen sind. Die »Formen« oder »Ideen« Platons sind allgemein, universell. An ihnen nehmen die einzelnen besonderen Dinge teil.

Bereits in den frühen Dialogen lässt Platon unterschiedliche Gesprächspartner Definitionen von bestimmten Qualitäten suchen, die Einzeldinge kennzeichnen, und interessiert sich für jenes Allgemeine, das auf unterschiedliche Weise instanziiert ist.

Die Formen oder Ideen Platons sind keine bloßen Begriffe oder etwas, das bloß mental gedacht wird. Sie sind wahre Seiende, das wahre Sein, das ermöglicht, dass die Dinge sind, was sie sind. Sie sind also ideelle Entitäten, ideelle Wesenheiten. Sie sind intelligibler Natur, nicht-körperlich, unveränderbar, An-Sich und

Für-Sich Seiende, Einheiten und Einheit stiftende Größen.

Es lassen sich mehrere Argumente angeben, die für die platonische Formenlehre sprechen. Sie wurden in der »Akademie« (der von Platon gegründeten Schule) kontrovers diskutiert. Sie zeigen, welche Probleme die Formenlehre meistern wollte und mit welchen Schwierigkeiten sie auch bei der Bewältigung der besagten Probleme zu kämpfen hatte. Das erste Argument basiert auf der Auffassung der Wissenschaft, nach der diese es mit dauerhaften, konstanten Objekten zu tun hat und nicht mit einzelnen sinnlichen Dingen, die entstehen und vergehen. Soll es Wissenschaft resp. Wissenschaften geben, so muss es doch (so das Argument) dauerhafte, beständige, nicht-wandelbare, ewige Seiende geben, welche wissenschaftliche Objekte sein könnten. Die mathematischen Gegenstände wären der paradigmatische Fall solcher Objekte.

Ein weiteres Argument zeigt, warum es notwendig ist, dass es z.B. neben den einzelnen Menschen und Tieren etwas geben muss, das die Klasse von Menschen und Tieren wesentlich und Einheit schaffend

zustande kommen lässt. Und ein solches etwas kann nur eine Idee oder ideale Form sein, die allein die Koexistenz von Einheit und Vielheit erklären kann.

Einzelne Menschen und einzelne Pferde werden geboren, leben und hören auf zu existieren. Unsere Menschen- und Pferde-Gedanken können nicht, so ein drittes Argument, von den einzelnen vergänglichen Menschen und den einzelnen vergänglichen Pferden abhängen.

Wie die einzelnen Dinge bezeichnet werden, so ein weiteres Argument, hängt damit zusammen, wie sie zu einem Allgemeinen stehen. So werden Pferde »Pferde« und Menschen »Menschen« genannt, weil sie in einem spezifischen Verhältnis zu der Idee des Pferdes oder aber zu der Idee des Menschen stehen.

Solche und weitere ähnliche Argumente wurden im Lehr- und Lernkontext der platonischen Akademie diskutiert. Verunsichernde Fragen wurden aufgeworfen, die den Seinsstatus der Ideen problematisierten: Wie viele Ideen oder Formen gibt es? Von welchen Dingen gibt es Ideen und von welchen Dingen nicht? Können Ideen aneinander teilnehmen? Aristoteles wird schließen, dass es keine selbständigen, für sich

existierenden Formen geben kann und dass die Formen formende Momente in den Einzeldingen oder der Einzeldinge sind.

Anhand des späten platonischen Dialogs »Philebos« kann man zeigen, dass Platon selbst diese Probleme erörtert hat und die Formenlehre zum Teil aufgibt, um die Bedeutung der Dialektik (im Dialog »Philebos«: der elenktischen Methode) zu betonen. Im »Philebos« geht es nämlich um die Beschaffenheit des guten Lebens, in dem es nur um ein angemessenes Mischungsverhältnis von Lust und Vernunft gehen kann. Nachdem festgestellt worden ist, dass die Formenlehre nicht weiter helfen kann, kommt Platon auf die elenktische Disputationstechnik zurück, die allein in der Lage ist, kontrovers diskutierend das jeweils angemessene Mischungsverhältnis zu bestimmen.